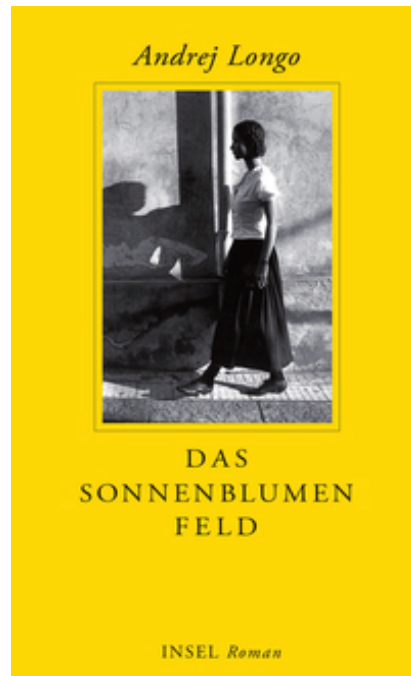


Insel Verlag

Leseprobe



Longo, Andrej
Das Sonnenblumenfeld

Roman
Aus dem Italienischen von Constanze Neumann

© Insel Verlag
978-3-458-17555-1



Andrej Longo

DAS SONNENBLUMENFELD

Roman

Aus dem Italienischen von
Constanze Neumann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
Lu campo di girasoli bei Adelphi Edizioni, Mailand

Erste Auflage 2012

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2012

© Andrej Longo, 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17555-1

DAS SONNENBLUMENFELD

*Meinem Vater gewidmet,
der mir beigebracht hat,
was Freiheit ist.
Und Lucys Lächeln,
das im Wind flattert.*

Es war kurz vor fünf

Bald würden sie zum Fest von Santu Vito Liberatore aufbrechen. Die Hitze hatte alles fest im Griff. Der Scirocco würde den ganzen Abend heiß wehen, genau richtig, um die Pizzica zu tanzen. Jetzt war es kurz vor fünf. Die Sonne gleißte auf den schneeweißen Häusern. Musik schallte von den Proben rüber, der Ruf zum Tanz. Es war Ende August.

»Sciàmmene«, rief Rita, »na los, sonst sind die besten Plätze weg.«

Giovanni lud die Stühle ins Auto. Die Tasche mit dem Wein und der Frittata di tortiglioni trug Rita. Lucietta und Tommasino hüpfen aufgeregt hinter der Mutter her.

»Und Caterina?«, fragte Giovanni.

»Ist zu Pina, hat sie gesagt.«

»Warum denn?«

»Mädchenkram.«

»Was für Mädchenkram?«

»Was weiß denn ich.«

»Und wer dann, wenn nicht du?«

»Willst du mir das Fest verderben, bevor es angefangen hat?«

»Mè, mir reicht's – Caterina treibt sich rum, wie es ihr gerade passt, das muss aufhören.«

»Giuvà, wenn du hier den starken Mann spielen willst, dann gefälligt immer, nicht nur, wenn dir gerade danach ist.«

»Was soll das denn heißen?«

»Nichts. Unsere Tochter kommt nach. Sciàmmene!«

Kurz zuvor

»Mammà, ich geh noch kurz zu Pina.«

Da war es Viertel vor fünf. Die Sonne brannte vom Himmel. Eine Hitze wie im Glutofen.

»Also, ich geh dann.«

Zum ersten Mal log Caterina ihre Mutter an. Aber es war eine lässliche Lüge, die nicht schwer auf dem Gewissen lastete und sie zur Frau machte.

»Von mir aus. Aber denk dran, um sechs fangen die Pizzicari an«, sagte die Mutter.

»Bis dann, wir sehen uns auf der Piazza, Mammà.«

Sie schnappte sich ihr Rad und fuhr los, zu Pina. Oder nicht? Dort, wo die Olivenbäume ihrer Mutter den Blick verstellten, folgte sie nicht mehr der Straße, die zum Haus ihrer Cousine führte, sondern bog in die andere Richtung ab.

Auf die Landstraße.

In Richtung der Brücke.

Caterina war auf dem Weg zum Sonnenblumenfeld. Drei Kilometer war es von zu Hause entfernt. Aber vorher musste man sechshundert Meter über eine Brücke fahren, die schmal war wie die Zunge einer Schlange und über die ein Lastwagen nach dem anderen heizte. Gerade jetzt, während der Tomatenernte. Und ab und zu geschah es, dass ein Laster ei-

nen armen Teufel erwischte. Ein einziger Schlenker, ein heißer Hauch des Scirocco oder ein Glas Primitivo zu viel.

Um die Brücke zu vermeiden, hätte man über den Berg, den Muntagnone, fahren müssen, fast dreißig Kilometer Serpentin. Oder am Cuzzolara-Teich entlang, der im Sommer kaum Wasser hatte, eine gute halbe Stunde, in der man sich die Schuhe im Schlamm versauerte und die Mücken einen bei lebendigem Leib fraßen. Also die Brücke, und Caterina radelte, panisch vor Angst, während die Laster haarscharf an ihr vorbeischoßen und ihre Haare im Wind wehten wie ein Schleier.

Als sie klein war, hatte sie im Sonnenblumenfeld Verstecken und Räuber und Gendarm gespielt. Aber das Lieblingsspiel von Caterina und ihrer Cousine war Sognafuturo gewesen, Zukunftstraum.

Wenn sie Sognafuturo spielten, dann heiratete Pina einen König, denn der herrscht über alle, und deshalb durfte sie tun und lassen, was sie wollte, und keiner konnte sie daran hindern. Der König war ein schöner Mann, er strahlte wie die Sonne. So schön war er, dass er jeden Tag auf ein anderes Fest eingeladen wurde, und wenn Pina am Arm des Königs heranschwebte, wurden alle Frauen schwarz vor Neid.

Caterina konnte sich nicht entscheiden, wen sie sich erträumen sollte. Einmal war es ein Seemann, der mit ihr auf seinem Schiff davonselgte, ein andermal

ein Ritter, der den Seiten eines Romans entstieg, um sie gegen alle Gefahren zu verteidigen, ein andermal ein Maler, der mit dem Pinsel eine ganze Welt nur für sie erschuf.

Noch ein Lastwagen raste an ihr vorbei, ein besonders langer mit Anhänger. Der Windstoß überraschte Caterina, das Fahrrad schlingerte, um ein Haar wäre sie gestürzt.

Die sechshundert Meter über die Brücke waren für alle, die sie mit dem Fahrrad zurücklegen mussten, ein sturmtosendes Meer. Der Atem stockte einem vor Angst, unter einen Lastwagen zu geraten.

Caetano Corona, der Bürgermeister, versprach seit sechs Jahren einen Fahrradweg. Er versprach es, und währenddessen erwischte es immer mal wieder jemanden. Zuletzt Tonino, der im vergangenen Monat bei Sonnenuntergang gestürzt war. Die ganze Nacht waren sie über ihn hinweggewalzt. Wie über eine Hure. Zum Schluss war er eins mit dem Straßenbelag. Samt Hut und Fahrrad.

»Tonino war betrunken«, erzählte man im Dorf.

Aber dass er betrunken war, weil er neun Monate zuvor seine Arbeit verloren hatte und keine neue fand, erzählte niemand.

Noch ein Lastwagen, der schwarzen Rauch spuckte wie ein Drache und Caterina ins Schleudern brachte. Um sich Mut zu machen, dachte sie an Lorenzo, den Enkel des Schusters. Sie dachte an den Kuss. Am ver-

gangenen Sonntag war es passiert, zum ersten Mal hatte sie jemanden auf den Mund geküsst. Ein Kuss, leicht wie ein Seufzer, der ihr Herz so heftig schlagen ließ, dass sie fürchtete, man könnte es bis ins Dorf hören.

Sie dachte an Lorenzo und radelte schneller.

So schnell sie konnte.

Zum Sonnenblumenfeld.

Während Caterina radelte

Lorenzo lag ausgestreckt mitten im Sonnenblumenfeld. Seit einer Stunde lag er so da. Wie ein Traum wehte ihm Caterinas Kuss durch den Kopf.

»Mè, Lorenzo, fang mich, wenn du kannst!«, hatte sie gerufen.

Und war mit ihrer pechschwarzen Mähne über den Strand davongelaufen. Gelacht hatte sie, und ihre Zähne hatten weiß gegläntzt, so blendend weiß wie die Häuser in der Glut der Sonne.

Als er sie eingefangen hatte, tanzte Caterina die Pizzica mitten in dem Platzregen, der sich vom Himmel ergoss. Und er mit ihr. Wie die Pizzicari beim Fest von Santu Vito.

Sie tanzten. Die Füße im Sand, ihre Arme, die sich streiften.

Sie tanzten. Die Augen fest aufeinandergerichtet, ihre Hände, die sich berührten.

Sie tanzten. Und zwischen Schweiß und Regentropfen fanden sich einen Augenblick lang ihre Lippen. Der erste Kuss. Wer vergaß den je?

»Warum läufst du weg?«, hatte Lorenzo ihr nachgerufen.

»Es ist schon spät«, hatte Caterina geantwortet, zitternd wie Espenlaub.

»Sehen wir uns nächsten Sonntag?«

»Am Meer können wir uns nicht mehr sehen, wir reisen ab, zurück ins Dorf«, antwortete sie und zog sich das T-Shirt über.

»Wann dann?«

Sie war schweigend zum Fahrrad gestapft.

»Wann sehen wir uns?«, hatte Lorenzo noch einmal gefragt.

Sie hatte ihn angelächelt, dann war sie losgeradelt.

»Caterina!«, hatte er gerufen und war ihr nachgelaufen.

Caterina warf ihm mit den Fingerspitzen einen Kuss zu und fuhr durch den strömenden Regen davon.

Lorenzo war benommen. Wein hatte er getrunken, das war er nicht gewöhnt, er war ihm zu Kopf gestiegen, und dazu die Hitze. Er lag zwischen den Sonnenblumen, die sich im Wind wiegten. Seit einer Stunde schon. Unruhig war er. Der Kopf schwirrte ihm. Er hatte Angst.

Angst wovor?

Er wusste es nicht.

Wein hatte er getrunken. Aber doch nur ein Glas. Davon schwirrte einem nicht der Kopf.

Was war los? Was war in dem Wein gewesen?

Lorè, was ist das für eine Geschichte?

Lorè, was tust du da?

Lorè, bist du sicher?

Und der Kopf schwirrte ihm.

Zum Teufel mit dem Fest von Santu Vito. Zum Teufel mit der Pizzica. Zum Teufel mit dem Wein, den sie ihm eingeflößt hatten, um ihn reinzulegen.

Unterdessen

Auf der Landstraße.

In einem der Lastwagen, die dicht aufeinander folgten.

In der schweißtreibenden Hitze des Tages.

Während die Sonne langsam hinter dem Muntagnone unterging.

»Mè, Professò, hab ich nicht gesagt, dass man für so was kein Studium braucht?«

»Fahr schon, Mimmù, pass auf die Straße auf.«

»Dreißig Riesen für jeden, Professò. Mindestens.«

»Hör auf zu quatschen, das ist zu heiß, fahr einfach.«

»Was soll die Panik, Professò? Wir haben's geschafft.«

»Du schwatzt zu viel.«

»Und du machst dir zu viel Sorgen.«

»Hoffen wir's.«

»Ach Quatsch. Wir sind auf Jahre fein raus.«

Dummenico saß mit der Zigarette im Mund am Steuer, fröhlich und zufrieden. Er dachte an seine Kleinen zu Hause, fast war ihm selbst zumute wie einem kleinen Jungen. Endlich wieder aufatmen.

Der Professor hingegen machte sich Sorgen. Er traute dem Frieden nicht. Ihm kam das alles zu einfach vor. Er war von Natur aus skeptisch. Außerdem beunruhigte ihn etwas. Dieser Lärm, den er nicht ein-

ordnen konnte. Mal schien er weit weg, dann wieder ganz nah. Dann war er plötzlich wieder weit weg.

»Was ist das für ein Lärm? Hörst du das?«

»Was is' los mit dir, Professò? Willst du 'ne Kippe?«

Aber das Geräusch gefiel dem Professor nicht. Schon verfluchte er sich, diesen Quatsch mitgemacht zu haben. Schon verfluchte er den Schrecken, der ihm von nun an jedes Mal in die Glieder fahren würde, wenn das Telefon klingelte. Wenn es an der Tür klopfte. Den Schlaf, der nicht mehr kommen würde.

Und das alles für ein bisschen Geld? Dann lieber kein Geld als diese Qualen.

Aber jetzt war es zu spät, die Dummheit war passiert.

»Sag schon, Professò, was machst du mit deiner Kohle?«

»Beruhigungstabletten kaufen, Mimmù.«

»Mè, Professò, du bist wirklich der totale Pessimist.«

Der Professor antwortete nicht. Das Geräusch ging ihm nicht aus dem Kopf. Jetzt kam es näher. Er kurbelte das Fenster runter und steckte den Kopf raus, schaute umher, sah aber nur Olivenbäume. Er drehte sich nach hinten, aber da war bloß die endlose Schlange von Lastwagen. Vor ihnen ging die Sonne unter.

Nichts.

Einbildung.

Panisch wie ein altes Weib war er.

Dann kam er darauf, nach oben zu schauen.

Und sah ihn.

Und verfluchte sämtliche Dorfheilige.

Hatte er doch gewusst, dass Dummenico zu viel schwatzte. Was für ein wunderbarer Einfall! Dass sie wirklich geglaubt hatten, dem Schicksal ein Schnippchen schlagen zu können. Jetzt waren sie dran, wie die Nutten. Verdammte Scheiße. Heilige, untröstliche Jungfrau und Gottesmutter Maria!

Er versuchte, sich irgendwie am Riemen zu reißen, und trocknete sich den Schweiß ab, der ihm über die Stirn rann.

»Professò, was ist – geht's dir gut?«

»Sobald du in die Felder abbiegen kannst, runter von der Straße«, sagte der Professor mit einer Stimme, die entschieden wirken sollte, ihm aber im Hals stecken blieb.

»Was schwallst du da, Professò?«

»Die sind hinter uns her.«

Dummenico schaute in den Spiegel.

»Ich seh niemanden, Professò. Warum legst du dich nicht lang und schläfst 'ne Runde?«

»Da oben, Mimmù.«

»Wo oben?«

»Die haben uns 'nen Hubschrauber auf den Hals gehetzt.«

»'n Hubschrauber? Was redest du da?«

- »Mach schon, runter von der Straße, sonst kriegen die uns.«
- »Um Himmels willen, 'n Hubschrauber? Bist du sicher?«
- »Ganz ruhig.«
- »Die kriegen uns dran, Professò. Die kriegen uns dran.«
- »Mimmù, fahr weiter, und da vorne nach dem Schild ab in die Felder.«
- »Was sollen wir denn da?«
- »Uns verstecken.«
- »Was sag ich bloß Rosetta, wenn die uns schnappen? Was soll ich ihr denn sagen, Professò, verdammt?«
- »Weißt du was, Mimmù, hier geht doch gleich das Fest von Santu Vito los.«
- »Ja und, was nützt uns das verdammtte Fest?«
- »Da kommen sie aus allen Dörfern. Zur Prozession und zur Pizzica. Sogar von weit weg, wegen der Musik und den Pizzicari. Wenn wir uns unter die Leute mischen, kriegen die uns nie im Leben.«
- »Professò . . .«
- »Setz den Blinker, Mimmù. Und halt die Fresse, wenn du deine Rosetta wiedersehen willst.«

Das Mofa mit den drei Jungs

»Mè, kuck mal, sogar 'n Hubschrauber«, rief der, der hinten auf dem Mofa hockte und den sie Capa di Ciuccio nannten, Eselskopf. Sein Hintern hing halb auf dem Gepäckträger, er kippte den Primitivo.

»Da oben würd' ich gern mal 'ne Runde drehen, du nicht, Ciccariè?«, rief der Eselskopf.

»Ich hätt' mehr Lust auf was anderes«, antwortete Ciccariello, der in der Mitte hockte und den dritten Joint drehte.

Das Mofa mit den drei Jungs tuckerte langsam durch den Olivenhain am Fuß des Muntagnone, über Staub und Ziegenkacke, unter der Sonne, die alles austrocknete.

»Glaubste, die kommt?«, fragte Capa di Ciuccio und rieb sich den Schwanz, der bei dem Gedanken hart wurde.

»Pass auf, wo du dich hier mit deinem Ständer reibst«, sagte Ciccariello und stieß ihm den Ellenbogen in den Magen.

»Wofür hältst du mich, 'ne blöde Schwuchtel?«

»Wer weiß, bei so 'nem Esel wie dir.«

»Ciccariè, kommt die oder hat der Schuster Scheiße erzählt?«

»Ich glaub, die kommt.«